

Herbststimmung

Schweigend und verlassen Liegen Feld und Flur, Und es ruht vom Schaffen Mäde die Natur.

Schamlos steht die Erde, Die so prangend war; Es fiel der Kranz, der grüne, Weib ihr aus dem Haar.

Ihr schimmerndes Gesämeide, Ihr Blumenbiadem Verblüht — nur noch ein Schatten Ist sie von ebendem.

Mit den dürrten Blättern Treibt der Wind sein Spiel, Auf den Wegen bilden Sie ein bunt Gemähl.

Trübe Herbstgedanken Das Gemüt beschleichen; So muß alles Schöne Welken und verbleichen.

Alles, was wir liebten, Was das Herz erfreut, Schwindet so hienieden, Wird ein Raub der Zeit.

Und uns bleiben, zeugend Von vertrautem Glück, Der Erinnerung weile Blätter nur zurück.

Neue Rosen läßt Der neue Lenz erblüh'n — Was dem Herzen teuer, Schwand es ganz dahin?

S. B.

Das Chamäleon auf dem Anstand

Von Dr. L. Frank-Cairo.

Das Chamäleon kann je nach Laune und Stimmung sein Aeußeres, seine Hautfarbe, ändern. Kein Wunder, daß es zum Vergleichstier für unbeständige Charaktere, zum Sinnbild aller Konjunkturmenschen geworden ist.

Das Chamäleon hat eine schnellstehende-gefährliche Zunge, die alles, was es zum Leben braucht, noch auf ziemliche Entfernungen festleimt und in das Tier hinein zieht. Das Chamäleon bewegt sich meist laubverdeckt, steigt kriechend von Ast zu Ast, ringelt sich mit dem Schwanz um die Zweige und erledigt seine Beute aus dem Hinterhalt. Es vermag gleichzeitig ein Augenlid zu öffnen und das andere zu schließen, kann mit dem rechten Auge ins Gesicht aufrecht offen tun, während es mit dem linken nach einer anderen Seite hinabguckt. In der Tat, diese harmlose Schenart ist in allem, was sie darstellt und für die Unterhaltung und Verteidigung ihres Lebens unternimmt, ein geradezu vorbildliches Vergleichstier.

Der Frühling letzten Jahres verschlug mich für einige Apriltage nach Alexandria. Bald hatten Museen, Pompejus-Däule und Katakomben die Sehnsucht nach frischem Grün noch gesteigert. Schon lustwandelte man in den prächtigen Europäerplantagen zu Kamleh, dem beliebtesten Sommerast in Nordosten der Hafenstadt. Still war es an diesem Morgen, die Natur so jung, daß sie noch allenthalben an Gras und Blättern vom Nachtrau erglänzte. Aber das Himmelslicht wächst hier schnell, schaffst in Minuten, wozu es in Europa oft Stunden gebraucht. Immer noch stand ich vor dem Mandarinenbäumchen, darauf tantrunte Goldfliegen im Morgenlicht spielten. Warum mache ich gerade vor diesem Busch so lange halt? Ein dicker Kollfaden, der soeben mit fabelhafter Sicherheit einen Brummer vom Blattende nach dem Innern des Busches herein holte, gab der Kraae unentwärtet deutliche Antwort. Was den Auen die

ganze Zeit über durch den laubgrünen Rod verborgen blieb, entdeckte mir jetzt der auf die Füße geschleuderte Jungenspiet. — Als ob das Tier zur ausdrücklichen Bekanntheit mit mir dahin gesetzt sei, sollte ich hier dem schönsten Vertreter der ägyptischen Chamäleons begegnen, dem smaragdgrünen „Basiliskus“ mit dem pyramidenförmig behelmten Kopf. Im Halbdunkel der Zweige saß er beharrlich auf Anstand, die Kute mehrfach um den Zweig geringelt. Die Schlenzunge, die das Chamäleon über die Hälfte der eigenen Körperlänge — bis zu 15 Zentimeter — auswerfen kann, entbebt es der hastigen Laufbewegungen, deren seine Bettern, die Land- und Mauerchschsn, zum Nahrungszerwerb bedürfen.

Soeben will ein mittelgroßer Käfer von der Unterseite seines Blattes hinauf ins Sonnenbad steigen; doch er braucht die Krümmung nicht ganz zu überklettern, um von dem Zungenlasso des Chamäleons festgeleimt, ins Maul gezogen und verschluckt zu werden. Eine erstaunlich bequeme Vorrichtung, mit Schuß und Wurf sogleich die Beute in den Magen zu bekommen.

Ohne es zu verschweigen, näherte ich mich dem Tiere auf ein halbes Meter; ich streckte die Hand nach ihm aus, um es vom Zweige hoch zu nehmen. Doch augenblicks schlägt die Stimmung um, die Pigmentzellen seiner Haut reagieren, die Farbe wechselt, aus Wiesengrün wird Tannengrün. Sacht entringelt sich der Schwanz vom Ast, die Klammerfüße lichten hoch, die Augenstüble wenden zur Seite, das kleine, doch urweltliche Angeheuer strebt ins Dunkel der Blattstüben.

Noch urtümlicher ist eine zweite Art in Aegypten, der die Wissenschaft den klangvollen Beinamen „Calyptratus“, die „Behelmt“, beigelegt hat. Ihre stattliche Kopfkränne endet in einen Lappendehang, der wie beim wohlbewappneten Ritter noch Nacken und Hals überdeckt. Gleich der Basiliskentart trägt sie Sporen an den Hinterfüßen.

Doch am meisten, wenn auch niemals häufig, trifft man das „Chamäleon Vulgaris“ an; nicht nur in Aegypten und Nordafrika, sondern auch in Kleinasien, Syrien, Palästina, Südspanien und an der Küste der Türkei. Die Grundfarbe seines Panzers wird von rostroten Tönen überzucht, und zwei lichte Ränder durchziehen sein Grün bis zur Wurzel des Schwanzes. Dem Männchen fehlt die Sporenzier, doch treten die Körnerschuppen des Rückens oft bis zum Helmrand zu einer dräuend gefährlichen Kante zusammen.

Im Mai und Juni legt das Chamäleon seine Eier, 20 bis 40 Stück, in kleine, selbstgewühlte Erdhöhlen. Von kräftigen, porösen Kalkschalen umgeben, werden sie von der Mutter noch fürsorglich mit Laub und Erde überdeckt. Wie bei unseren Eidechsen und Blindsehlichen brüten dann während einiger Wochen Sonne und Bodewärme den Inhalt aus.

Die Weltraumrakete.

Einstweilen soll sie nur 70 Kilometer hoch fliegen.

Wieder werden allerlei Geschichten von bevorstehenden Flügen zum Monde oder zum Mars erzählt und wieder spielt dabei das Weltraumschiff oder vielmehr die Weltraumrakete eine Rolle. Aber wir sind noch lange nicht so weit, daß wir mit einiger Sicherheit von einem Fliegen zu einem anderen Weltkörper reden könnten, und es handelt sich einstweilen immer nur erst um in der Theorie gelöste Probleme und um Versuche, die von „Nachleuten“ als nicht ganz ausschließlos bezeichnet werden. Den äußeren Anlaß zu den neuen Erörterungen über das Weltraumschiff bietet die in Aussicht stehende Ausführung eines Films, in dessen Mittelpunkt der Vorstoß in den Weltraum steht. Künstlerischer Beirat bei der Herstellung des Films war der vielgenannte Forscher Prof. Dr. Hermann Oberth, der im vorigen Jahre in Paris bei einem auf dem Gebiete der Weltraumschiffahrt veranstalteten Wettbewerb den ersten Preis erhielt. Professor Oberth hat sich nun dieser Tage über seine Forschungen und Versuche und über die Aussichten des Raketenluftschiffes in bemerkenswerter Weise geäußert.

Wie gesagt, theoretisch ist da alles bereits erledigt, und es handelt sich jetzt nur noch um die Überwindung technischer Schwierigkeiten und gewisser Hindernisse, die in den höheren Schichten der Atmosphäre liegen könnten. Es muß für die Fahrt in den Weltraum eine Kraftmaschine hergestellt werden, die imstande ist, der Rakete eine Geschwindigkeit von mindestens 11,2 Kilometern in der Sekunde zu geben. Eine solche Geschwindigkeit ist notwendig, damit die Weltraumrakete die Erdschwere überwinde. Man weiß aus der Physikstunde, daß ein Körper eine um so größere Wurfhöhe erlangt, mit je größerer Geschwindigkeit er emporgeworfen wird. Kann nun die Anfangsgeschwindigkeit so gesteigert werden, daß sie 11,2

Kilometer pro Sekunde beträgt, so überwindet der Körper die Erdschwere. Der Motor für das Raketenluftschiff muß aber nicht nur diese Anfangsgeschwindigkeit haben, sondern darüber hinaus auch noch in einem luftleeren Raum, der oberhalb von 500 Kilometern über der Erde liegt, tadellos arbeiten können. Von der Rakete glaubt man das erwarten zu dürfen. Es kommt dann nur noch darauf an, ihr genügend Brennstoffe aufzuladen, damit sie die Geschwindigkeiten erreichen kann, die für einen Flug zu einem anderen Weltkörper erforderlich sind. Professor Oberth hat ausgerechnet, daß das Weltraumschiff zum größten Teil aus Brennstofftanken wird bestehen müssen; es handelt sich nur noch darum, die vielen Brennstoffe unterzubringen — dann könnte es losgehen.

Aber Professor Oberth denkt vorläufig nicht daran, nach dem Monde oder nach dem Mars zu fliegen. Er will demnach nur die Brauchbarkeit des von ihm ausgearbeiteten Antriebes der Rakete ausprobieren und hat zu diesem Zwecke eine Rakete, deren Brennauer etwa 40 bis 50 Sekunden betragen soll, konstruiert. Die Rakete besteht aus einem zehn Meter langen und zehn Zentimeter im Durchmesser starken Rohr, an dem einige Stabilisierungsflächen angebracht sind. Das Rohr wird vollkommen mit flüssigem Sauerstoff, in dem vier Kohlenstäbe liehend angebracht sind, gefüllt. Durch die Verbrennung der Kohlenstäbe werden die Gase erzeugt, die die Rakete vorwärts-treiben sollen. Mit dieser Rakete nun hofft Professor Oberth eine Höhe von 60 bis 70 Kilometern zu erreichen; die Geschwindigkeit wird höchstens etwa 1000 Meter pro Sekunde betragen. Der erste Flug dürfte in drei Wochen unternommen werden, voraussichtlich an der Nordsee, 70 Kilometer — das wäre auch schon eine ganz respektable Höhe für ein „Flugzeug“, aber 70 Kilometer sind immerhin nur ein Bruchteilchen der zum Monde oder zum Mars führenden Strecke.

Der deutsche Kapitalmarkt.

Reichsverband der Industrie.

Der zweite Tag der Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie begann am Sonnabend in Düsseldorf mit dem Vortrag von Dr. Werner Lehmann, Mitglied des Vorstandes der Deutschen Bank in Berlin, über das Thema „Die Bedeutung des internationalen Kapitalmarktes für Deutschland“. Deutschlands Wirtschaft sehe sich auf den internationalen Kapitalmärkten einer Lage gegenüber, die ebenso schwierig sei wie der internationale Wettbewerb. Die jährlichen Kapitalbedürfnisse Deutschlands betragen Dr. Lehmann mit mindestens zehn Milliarden Mark. Der dringende Kapitalbedarf komme in dem hohen deutschen Zinsfuß zum Ausdruck. Das Verhältnis zwischen eigenem und fremdem Kapital sei in Deutschland unbillig. 40 Prozent eigenem Betriebskapital stehen nach dem Bild, das die meisten Betriebsbilanzen bieten,

60 Prozent fremdes Kapital

gegenüber. Dr. Lehmann wies darauf hin, daß jetzt die Zeit gekommen sei, wo die öffentliche Hand der privaten Wirtschaft den Vorritt in der Kapitalbeschaffung lassen sollte, und zwar schlug er vor, in viel größerem Umfange als bisher ausländisches Kapital in der Gestalt langfristiger und verantwortlicher Beteiligungen heranzuziehen. Dr. August Weber sprach über das Thema „Der Unternehmer und das deutsche Kapital“. Deutschland müsse, so forderte der Redner, dahin kommen, die Verantwortungslosigkeit der Masse zu befeitigen und — im Gegensatz zu einer Wirtschaftsdemokratie — der Persönlichkeit die weiteste Möglichkeit geben.

Die Gefahr der Ueberfremdung.

Schluss in Düsseldorf.

Der Reichsverband der Deutschen Industrie hat seine Beratungen in Düsseldorf beendet. Vor Schluss der Tagung gab es noch eine allgemeine Aussprache, in der als erster der stellvertretende Vorsitzende des Reichsverbandes, Frobenius, das Wort ergriff. Das Schlagwort „Wirtschaftsdemokratie“ sei ein leerer Begriff. Arbeiterbanken und Konsumvereine hätten unter den heutigen Verhältnissen nicht erfolgreich arbeiten können, wenn sie nicht nach rein kapitalistischen Grundsätzen betrieben würden. Kapitalmäßige und kommunistische Wirtschaft unterscheiden sich voneinander wie Feuer und Wasser. Generaldirektor Reinhardt von der Oertram-Gesellschaft wandte sich der Frage der

Beteiligung des Auslandes an deutschen Unternehmungen zu. Die Beteiligung des Auslandskapitals könne vom deutschen Standpunkt aus begrüßt werden, wenn es am offenen Markte Aktienpatente laufe. Gefährlich werde aber der sogenannte Ausverkauf dann, wenn die Einflüsse des ausländischen Konkurrenzunternehmens dazu dienen sollte, die deutsche Ausfuhr zu drohen.

Die Letzte aus dem Hause Wulffenberg

Roman von Anny von Panhuys

71. Fortsetzung

Nachdruck verboten

„Liebe Mali, ich werde es Ihnen nie vergessen, wie unendlich gut Sie zu mir gewesen sind. Hoffentlich und so Gott will, sehen wir uns heute nicht zum letztenmal und es wird ein Tag kommen, wo ich Ihnen meinen Dank anders als mit Worten abtragen kann.“

„Was ich getan, war nichts Besonderes; wir armen Weibsbilder, die wir vogelfrei im fremden Lande herumlaufen, müssen einander beisprechen,“ erwiderte Mali.

Hans Westfal fuhr in dem prachtvoll abgedeckten Hispanowagen zum Palais Domingo, wo man Paquitas Heim in Berastruz nannte.

Das große, weiße Haus schwamm in einem Meer von Licht, da sämtliche Räume erleuchtet und die Läden vor den Fenstern und breiten Balkontüren nicht geschlossen waren. Paquita hatte es so gewünscht. Ihr Liebster sollte das überreiche Licht, das ihm entgegenströmte, wie eine Huldigung empfinden.

Doch er empfand es anders. Ihm wäre es lieber gewesen, wenn das Haus in welcher Dunkelheit gelegen, wenn ihn Paquita in einem traulich heimischen Zimmer empfangen und man dort, nur in Gegenwart von ein paar lieben, angenehmen Menschen, die Verlobung gefeiert hätte.

Sie aber empfing ihn mit fürstlichem Glanz und es kam ihm, woran er vorher kaum gedacht, dabei so recht zum Bewußtsein, wach ein armer Schluder er ihr gegenüber eigentlich war.

Das Festbild war mit wundervollen Blumenarrangements reich geschmückt. Es waren Aufmerksamkeiten von Gratulanten.

Paquita hatte sich mit Hilfe ihrer Zofe und Beihilfe von Margarete geschmückt.

Sie trug ein Kleid aus welchem Brokatstoff, dessen sehr moderne Nachart ihrer hohen, schlanken Figur besonders gut stand.

Lange Perlenketten schlangen sich um ihren Hals, fielen bis über die Brust nieder und ihr sanfter Glanz schien weiche, verhaltene Zärtlichkeit anzuströmen. Ihre schmalen Füße steckten in silbergestickten Schuhen und als sie Hans Westfal so empfing im schönsten ihrer Privatgemächer, verhorchte er wie gelendet an der Tür und dachte erschrocken, es war doch fast ein wenig zu viel des Glanzes für ihn.

Paquita lächelte ihm in leichter Koletterie entgegen.

„Gefalle ich dir, Hans?“

Und er dachte, daß sie sich doch nur für ihn so kostbar geschmückt hatte, weil sie ihm gefallen wollte.

„Du bist wunderschön, Paquita,“ gab er überzeugt zurück.

Sie kam auf ihn zu.

„Wißt du wie ein Wittsteller an der Tür stehen bleiben? Du, der du mein Liebstes und Bestes bist.“ Sie warf den Kopf in den Nacken. „Hans, es haben so viele um mich gestreift, ich aber habe dich gewählt, der du dir so wenig Mühe meinestwegen gibst. O du, ich weiß noch immer nicht, ob dein Herz nicht heute noch viel mehr an eine andere Frau denkt als an mich. Hans, lieber Hans, sei von diesem Tage an mit deinem ganzen Herzen bei mir, versuche die andere endlich völlig zu vergessen, damit wir beide glücklich sein können!“

Sie trat auf ihn zu, schmiegte sich an ihn, hob ihm ihr Gesicht entgegen damit er sie küsse.

Und er tat es.

Der rote Mund war jung und rein, er küßte ihn wieder und wieder.

Heute war heut!

Er war ja töricht, den Glanz um Paquita als störend zu empfinden.

In dem Kleide sah sie wirklich bildschön aus und wenn es ihr Freude bereite, ihr Haus heute abend förmlich zu illuminierten, so würde die hohe Lichtrechnung ihrem Reichtum ja nicht schaden.

Er lächelte Paquita und küßte sich damit zugleich die Gedanken müde, die heimfliegen wollten nach Deutschland, zu der Frau, die er vergessen mußte.

Endlich ließ er Paquita frei.

„Aber, wo hast du denn deinen Anstandswaunau?“ lächelte er. „Eigentlich müßte er doch jetzt anwesend sein, um uns an so unschicklichem Tun zu verhindern.“

Paquita lächelte ebenfalls.

„Bewahre, dieses halbe Ständchen, bevor die Gäste kommen, sollte uns beiden allein gehören. Aber du wirst die Dame trotzdem gleich kennen lernen. Ich hat sie nämlich, ein wenig vor acht Uhr hierherzukommen, um mit uns gemeinsam hinunterzugehen.“

In Hans Westfal meldete sich schwache Neugier.

Paquita erzählte ihm in kurzen Stichworten von ihr. Wie sie nach Regito kam und daß sie Mannequin und Blumenverkäuferin gewesen.

Aber kein Name war bisher gefallen, nur der Titel „Prinzessin“.

Hans sah nachdenklich und ernst aus.

„Die Geschichte klingt sehr romantisch, Liebste, ich finde sogar, sie klingt zu romantisch! Sei jedenfalls gegen diese Prinzessin äußerst vorsichtig.“ Er fuhr betonter fort: „Die Nachkriegszeit hat in Deutschland zwar so viele, die vordem einst hoch und sehr hoch gestanden, entworfen. Sie oft weit in die Welt hinausgeschickt, um irgendwie und irgendwie ihr Leben zu fristen. Aber auch noch keine Zeit hat so von Schwindlern gewimmelt, die sich den Mantel einer stolzen Vergangenheit umhingen, um ihre Betrügereien zu verüben.“

Paquita lächelte sorglos.

„Rein, so viel Menschenkenntnis besitze ich doch, um genau zu wissen, deine Landsmännin ist keine Betrügerin. Vielleicht kennst du ihren Namen. Sie heißt —“

Es war, als wollte es das Schicksal nicht, daß der Name fiel. Das Schicksal nicht ja seine Karten oft recht bunt und hier lagen sie ihm wohl noch nicht bunt genug.

(Fortsetzung folgt.)